

André Kasparian

„Wertschätzende Offenheit“
Predigten zum Leitbild – Teil 4

Gottesdienstpredigt

Christusgemeinde Nagold

Am 06.04.2025

Zu Beginn der Predigt möchte ich euch auf eine kleine Zeitreise mitnehmen. Zurück in das Jahr 2008. Genauer gesagt, zum 27. Januar des besagten Jahres. Sandra und ich sind nachmittags ins Krankenhaus gefahren. Es war der große Tag: die Geburt von Robin, unserem ersten Kind. Was für ein Erlebnis – so wunderschön. Ich durfte die gesamte Zeit dabei sein. Es war überwältigend.

Natürlich haben wir diese Botschaft direkt an alle unsere Freunde und Verwandten verschickt – per Telefon, E-Mail und SMS. WhatsApp gab es damals noch nicht. Und wir haben so viele liebe und nette Rückmeldungen bekommen. Direkt fragten die ersten an, ob sie Sandra und Robin im Krankenhaus besuchen dürften.

Die anderen schickten Karten, Grüße, riefen an und organisierten, wer uns in den ersten Tagen bekochen würde und was man uns sonst noch Gutes tun könnte. Wir wurden regelrecht mit Liebe, Segenswünschen und Mitfreude über Robins Geburt überschüttet. So schön!

Am 27. Januar 2008 wurde noch ein zweites Kind geboren. Nennen wir ihn mal Ben. Seine Mutter war im Krankenhaus Sandras Bett Nachbarin – ein Doppelzimmer. Doch vom Zimmer abgesehen war das Setting, in das Ben hineingeboren wurde, völlig anders als bei Robin.

Bens Mutter, nennen wir sie mal Yvonne, war allein. Der Vater des Kindes war schon längst abgehauen. Nur einmal bekam Yvonne Besuch – von ihrer Mutter. Doch anstatt sich über Ben zu freuen, machte die Mutter Yvonne nur Vorwürfe. Ansonsten war Yvonne komplett allein. Da kam niemand. Niemand, der ihr gratulierte. Niemand, der sich mitfreute. Niemand, der ihr Hilfe anbot. Alleine saß sie da, mit Ben auf dem Arm, und versuchte tapfer zu sein.

Ich habe mich dann irgendwann an ihr Bett gesetzt, ihr gratuliert, ihr versichert, wie schön Ben ist (was er wirklich war), und habe sie dann gefragt, wie es ihr geht und wie die Geburt war. Da brach es aus ihr heraus. Sie erzählte vom Vater des Kindes, von der Trennung, von ihrem Leben, ihrer Einsamkeit, von ihrer Angst, es als Mutter nicht schaffen zu können, usw. Sie hat lange geredet. Am Ende habe ich sie gefragt, ob ich ein Foto von Ben machen dürfe. Durfte ich. Zuhause schrieb ich am Computer den Text des Liedes „Du bist gewollt, kein Kind des Zufalls, keine Laune der Natur“ auf das Foto und druckte es aus. Das Foto steckte ich in einen Rahmen und gab ihn am Tag darauf Yvonne. Ich habe ihr von Jesus erzählt – von dem Jesus, der sie im Blick hat, von dem Jesus, für den Ben kein Unfall ist und der sie und Ben begleiten will.

Sandra blieb drei Tage lang im Krankenhaus. Dann ging es für sie und Robin nach Hause und wir durften ins Familienleben starten, umgeben von Freunden und Familie.

Yvonne und ich blieben im Kontakt. Sie wohnte leider weiter weg. Aber ich wusste, dass es in dem Ort, in dem sie wohnte, eine Gemeinde gab – eine, die den Ruf hatte, eine Vorzeigegemeinde zu sein. Also fragte ich Yvonne, ob ich einen Kontakt zur Gemeinde herstellen dürfe. Ich erzählte ihr, dass es dort bestimmt Leute gibt, die sich freuen würden, wenn sie kommt. Sie hat sofort Ja gesagt. Und ich habe den dortigen Gemeindeleiter kontaktiert, den ich entfernt kannte. In meiner E-Mail an ihn beschrieb ich Yvones Situation und wie froh ich bin, dass es an diesem Ort, in dem sie wohnt, eine Gemeinde gibt. Der Gemeindeleiter antwortete: Er schrieb mir, dass sie als Gemeinde schon Personen aus schwierigen Lebensverhältnissen haben und sich bei „Neuen“ nun auf Personen aus der Mittelschicht konzentrieren wollten. Er möchte darum nicht, dass Yvonne in die Gemeinde kommt. Zu unserer Gemeinde war der Weg leider viel zu weit. Ich habe dann noch eine Zeitlang mit ihr geschrieben, aber irgendwann verlor sich der Kontakt.

1 ½ Jahre später lag Sandra wieder im Krankenhaus – dieses Mal zur Geburt von Francis. Und wer lag im Zimmer daneben? Yvonne. Sie war wieder zeitgleich mit Sandra schwanger, dieses Mal mit einem Mann an ihrer Seite – einer sehr unangenehmen Persönlichkeit. Die Geburt kam, das Kind kam zur Welt, und noch im Kreißsaal wurde Yvonne das Kind unter Polizeischutz abgenommen und ihr mitgeteilt, dass wenn sie nach Hause kommt, auch Ben nicht mehr da sein wird. Ihr Freund sei zu gefährlich.

Niemand weiß, wie Yvones Leben verlaufen wäre. Aber stellt euch mal vor, sie hätte wirklich die Chance gehabt, in eine Gemeinde zu gehen. Wäre dort weiter mit Jesus in Kontakt gekommen, hätte ihm ihr Leben anvertrauen können – in und mit all den Entscheidungen, die sie trifft. Hätte Frauen finden können, die ihre Freundinnen hätten sein können... Hätte, hätte, hätte... und ich weiß nicht, wo sie die Ewigkeit verbringen wird.

Warum erzähle ich von Yvonne? Wir haben heute den ersten Sonntag des Monats. Damit ist wieder ein Kalenderblatt vom Leitbild dran:

„Wertschätzende Offenheit“

In der Christusgemeinde sind alle Menschen gleichwertig. Wir begegnen allen Menschen unabhängig von Alter, Geschlecht, Stand und Bekenntnis mit Achtung und Wertschätzung. Jeder ist ohne Vorbedingungen und unabhängig von Alter, Geschlecht, Bildungsstand oder religiösem Bekenntnis herzlich eingeladen, an den Gottesdiensten und sonstigen Treffen der Christusgemeinde Nagold teilzunehmen.

Wichtig: Es geht hier nicht um Mitgliedschaft oder Mitarbeit. Sondern darum, dass alle Menschen an unseren Gottesdiensten und öffentlichen Veranstaltungen teilnehmen können.

Wie geht es dir, wenn du diesen Passus aus dem Leitbild liest? Wenn du Gemeindeglied bist, hast du dem ja sogar zugestimmt. So wie ich die Christusgemeinde erlebe, hätte ich keine Bedenken, dass Yvonne in der Christusgemeinde gut aufgenommen wird und hier die Chance hat, Gott kennenzulernen.

Wir sprechen hier nicht nur von Menschen, die schon Christen sind, sondern von Personen aller möglicher Couleure und Religion. Wir wünschen uns, dass die Christusgemeinde ein Ort ist, an dem Gott Menschen begegnet und sie anfangen, ihn anzubeten.

Mit so einer dramatischen Geschichte wie die von Yvonne im Hinterkopf fällt es den meisten von uns wahrscheinlich leicht, dem Passus zuzustimmen. Aber was ist, wenn du weiter darüber nachdenkst? Was, wenn ich weiter darüber nachdenke und verschiedene Szenarien durch meinen Kopf laufen lasse? Gilt das wirklich für jeden?

Egal, welches Geschlecht, Stand und Überzeugung sie haben? Oder gibt es Personengruppen, bei denen es dir schwerfallen würde, ihnen mit „herzlicher Wertschätzung“ zu begegnen, wenn sie denn in die Christusgemeinde kommen würden? Wertschätzung hat immer auch etwas mit sich Zeitnehmen und Kennenlernen zu tun. Wirkliche Gemeinschaft zu haben, die Person und die Begegnung mit ihr „wertzuschätzen“.

Das ist mehr, als ein „Wenn solche Leute kommen, dann sage ich kurz ‚Hallo‘ und das war’s dann aber auch schon“. Es ist ein Hineinnehmen der Leute, sie auf dem Weg zu Gott begleiten, schauen, dass sie die Möglichkeit haben, Gott zu begegnen.

Jesus selbst ist mal mit einer religiösen Gemeinschaft konfrontiert worden, die es Fremden eher schwer machte, Gott zu begegnen. Der heutige Predigttext handelt davon.

Ein wenig zu den Hintergründen erzählen:

Es fängt mit einer Grundwahrheit an: Gott liebt Menschen und möchte in einer Beziehung mit uns leben. Logischerweise ist es aber ein bisschen schwierig, wenn ein unendlich großer, für uns unsichtbarer Gott den Menschen zeigen möchte, wie er sich das Leben mit ihm vorstellt. Darum überlegte sich Gott etwas Besonderes:

Er wählte sich ein Volk aus – die Israeliten. Mit ihnen wollte er eine enge Beziehung führen. Israel sollte zeigen, wie das Leben mit Gott aussieht, damit andere Menschen neugierig werden und diesen Gott kennenlernen möchten. Von Beginn an war es Gottes Plan, dass durch Israel alle Menschen gesegnet werden. Noch während er Abraham, oder besser gesagt Abram, beruft, sagt er:

„Ich will dich zu einem großen Volk machen und dich segnen [...]. Und in dir sollen gesegnet werden alle Geschlechter der Erde.“ (1. Mose 12,1-3, Luther '84)

Gott schloss mit Israel einen Bund – eine Art Vertrag. Er versprach, für dieses sein Volk zu sorgen, es zu beschützen und ihm das verheißene Land zu geben. Im Gegenzug sollten die Israeliten nach seinen Geboten leben und als sein Volk ein Licht für die anderen Nationen sein. Ihr Leben sollte zeigen, wie eine enge Beziehung zu Gott aussieht – nicht nur zu ihrem eigenen Segen, sondern damit auch andere Völker dadurch gesegnet würden.

Diese Idee zieht sich durch das ganze Alte Testament. Immer wieder erinnert Gott sein Volk daran, dass sie nicht nur für sich selbst erwählt wurden, sondern damit sein Segen die ganze Welt erreicht.

„Ich mache dich zum Licht für die Nationen, dass mein Heil bis ans Ende der Erde reicht.“ (Jesaja 49,6 Luther '84)

Gott zeigte Israel seine Liebe, indem er sie versorgte, beschützte und ihnen nahe war. Damit das Volk wiederum seine Liebe und Dankbarkeit ausdrücken konnte, gab Gott ihnen unter anderem Symbolhandlungen. Zur Zeit Jesu war der Tempel der zentrale Ort, an dem diese Symbolhandlungen stattfanden. Auch im Tempel galt das Prinzip des Vorbilds: Die Juden feierten dort ihre Gottesdienste, und Menschen aus anderen Völkern sollten neugierig werden, selbst nach Jerusalem kommen, Gott kennenlernen und ihn anbeten. Schon bei der Einweihung des Tempels betet König Salomo zu Gott:

Wenn ein Ausländer, der nicht zu deinem Volk Israel zählt, der aber gehört hat, was für Taten – du, Gott – [...] für dein Volk vollbracht hast – wenn solch ein Mensch aus einem fernen Land kommt und im Anblick dieses Tempels zu dir betet, dann höre ihn in deiner himmlischen Wohnung und erfülle seine Bitten! Alle Völker auf der Erde werden dann erkennen, dass du der wahre Gott bist, und werden dich genauso ehren, wie dein Volk Israel es tut. (1 Könige 8,41–43)

Und durch den Propheten Jesaja sagt Gott:

„Denn mein Haus wird ein Bethaus heißen für alle Völker.“ (Jesaja 56,6–7)

Dafür gab es im Tempel sogar einen eigenen Bereich – den Vorhof der Heiden. Denn Gottes Wunsch war es von Anfang an, dass Menschen aus allen Ländern ihn suchen und finden. Ich habe vorher erzählt,

dass Gott dem Volk Symbolhandlungen gab, damit sie ihre Dankbarkeit und Liebe zu ihm ausdrücken können. Das ist der Opferritus. Es gab nur ein Problem: Für diese Symbolhandlungen brauchte man verschiedenste Dinge – Holz, Tiere, Weihrauch und anderes. Doch für Menschen, die weit entfernt lebten, war es sehr mühsam oder sogar unmöglich, all diese Dinge von zu Hause mitzubringen. Deshalb war es üblich, dass Pilger in Jerusalem ihre Opfertiere kauften. Das hatte Gott in seinen Vorgaben auch so vorgesehen. In 5. Mose 14,24–26 lesen wir, dass, wer zu weit entfernt wohnte, seinen Zehnten in Geld umwandeln und dann in der Stadt alles Notwendige für den Gottesdienst kaufen konnte.

So gab es in Jerusalem Händler, die Tiere zum Opfern verkauften, und Geldwechsler, die den Pilgern halfen, mit der richtigen Währung – dem tyrischen Schekel – zu bezahlen. Diese Münzen waren aufgrund ihres hohen, reinen Silbergehalts für den Tempelbetrieb vorgeschrieben. Da viele Pilger mit römischen, griechischen oder anderen lokalen Münzen kamen, gab es Wechselstuben, wo man sein Geld umtauschen konnte. All das war notwendig und gut, damit der Tempelbetrieb reibungslos funktionieren konnte. Tja... und dann kamen die Priester. Die Priester, die eigentlich dazu da waren, den Menschen zu helfen, Gott im Tempel zu begegnen. Sie beobachteten in Jerusalem die vielen Verkaufsstände, die Händler und das rege Treiben mit dem Geld. Da kamen sie auf den Gedanken: „Warum nicht die Verkaufsstände und Händler direkt in den Tempel holen? Das wäre auf der einen Seite praktischer – weil man ist ja vor Ort – und gleichzeitig können wir dann über spezielle Konzessionen Einnahmen für uns abzweigen.“ Also wurde entschieden, den Handel direkt im Tempel einzurichten. Damit die Gottesdienste der Juden nicht gestört wurden, richteten die Priester die Stände im Vorhof der Heiden ein – dem einzigen Bereich des Tempels, der nicht exklusiv den Israeliten vorbehalten war. Dass der Tempelhandel dort stattfand, wird auch in außerbiblichen Quellen wie den Schriften von Flavius Josephus und der Mischna berichtet.

Die Folge: Die Nichtjuden, die gekommen waren, um zu beten, wurden von dem Trubel der Händler, dem Lärm und den Tieren abgelenkt. Anstatt einen Ort des Gebets vorzufinden, standen sie mitten im Chaos – umgeben von Verkäufern und Opfertieren. Stellt euch mal so einen richtigen, lauten, orientalischen Basar vor. Während die Juden ihre Gottesdienste feiern konnten, wurde die Möglichkeit für „Fremde“, Gott zu begegnen, nichtig gemacht. Das sagt sehr viel darüber aus, wie wichtig den Priestern Gottes Wunsch war, dass Fremde ihn kennenlernen. Und wie sie über diese Fremden dachten. Das war lieblos. Die Lieblosigkeit der Priester hinderte Menschen daran, Gott zu begegnen. Ulrich Müller schreibt dazu: „Der Tempel war verkommen zu einem Ort der Eigeninteressen der Etablierten!“

Jesus kommt nach Jerusalem. Er geht in den Tempel. Schaut sich all das genau an. Die Geldwechsler, die Händler, die Tiere. Und macht – erst mal nichts. Er bleibt den ganzen Tag im Tempel. Am Abend verlässt er Jerusalem und geht in das 3 km entfernte Bethanien. Dort übernachtet er bei Freunden. Doch die Eindrücke vom Tag, das, was er im Tempel gesehen hat, scheinen ihn nicht losgelassen zu haben. Denn am nächsten Tag geht er wieder nach Jerusalem zurück – und dort direkt in den Tempel. Und das, was nun passiert, wird manchmal als so eine spontane Reaktion von Jesus dargestellt, aber ich glaube, Jesus hatte sich das im Laufe des Tages und der Nacht ganz genau überlegt.

Und sie kamen nach Jerusalem. Und Jesus ging in den Tempel und fing an, auszutreiben die Verkäufer und Käufer im Tempel; und die Tische der Geldwechsler und die Stände der Taubenhändler stieß er um 16 und ließ nicht zu, dass jemand etwas durch den Tempel trage. 17 Und er lehrte und sprach zu ihnen: Steht nicht geschrieben: »Mein Haus soll ein Bethaus heißen für alle Völker«? Ihr aber habt eine Räuberhöhle daraus gemacht. (Markus 11,15–17, Luther '84)

Boom! Jesus wirft die Tische um. Die Stände der Taubenhändler. Wirft alle hinaus. Er verbietet es, dass jemand auch nur einen Gegenstand durch den Tempel trägt. Er stoppt den gesamten Tempelbetrieb. Hält alles an. Time Out!

Er steht dann da und sagt: „Mein Haus soll ein Bethaus sein für alle Völker! Hier an diesem Ort soll großes geschehen! Der heilige, große mächtige Gott will seinen Menschen begegnen. Und ihr! Ihr habt eure Räuberhöhle draus gemacht.“

Sehr wahrscheinlich spielt Jesus mit »Räuberhöhle« auf [Jeremia 7,11](#) an:

„Dort bezeichnet das Wort »Räuber« Menschen, die sich von Gott abgewandt haben und sich trotzdem fälschlicherweise darauf verlassen, dass Gott aus alter Gewohnheit routinemäßig weiter zu ihnen steht und der Tempel weiter von seiner Anwesenheit aufgewertet und beschützt bleibt. (Ulrich Müller)

Jesus legt den Finger auf die Wunde. Während ihr da drinnen eure Gottesdienste feiert, ist diese Lieblosigkeit Fremden gegenüber in Gottes Augen so schlimm, dass ich jetzt hier den gesamten Tempelbetrieb stoppe. Der Tempel darf nicht verkommen zu einem Ort der Eigeninteressen der Etablierten, sondern Gottes Wunsch, sein Wille, muss im Mittelpunkt stehen. Und Gott wünscht sich, dass Menschen aus allen Völkern ihn anbeten.

Wie geht es weiter? Die Etablierten - die Hohepriester und die Schriftgelehrten – bekamen Angst vor Jesus. Kein Wunder. Denn Jesus deckt ihre Scheinheiligkeit und Heuchelei auf. Sie überlegen wie sie Jesus umbringen können. Wie verrückt, wenn man es genau bedenkt: Sie möchten den töten, der ihnen wahres Leben geben kann... nur das erkannten sie in dem Moment nicht.

Und Jesus? Was macht der? Dazu müssen wir den Bericht über die Tempelaustreibung weiterlesen. Dieses Mal im Matthäusevangelium:

„Und es gingen zu ihm Blinde und Lahme im Tempel und er heilte sie“ (Matthäus 21,14)

Jesus steht da. In all dem Chaos, das er veranstaltet hat. Mitten in den umgeworfenen Ständen, mitten in den herumflatternden Tauben... und was passiert: Die Lahmen und Blinden kommen zu ihm in den Tempel.

Blinde und Lahme. Die saßen sonst am „schönem Tor“, einer großen Tür in der Tempelmauer. Sie saßen dort und hofften auf Almosen, die Menschen ihnen aus religiöser Pflicht zu warfen. Ihre Behinderungen wurden oft als göttliche Strafe interpretiert. Und sie selbst vom „vollen sakralen Bürgerrecht ausgeschlossen“, wie es ein Kommentar formuliert. Sie waren die Ausgegrenzten. Die Sünder – in den Augen der Gläubigen. Die von Gott bestrafen. Die mit denen man eigentlich nichts zu tun haben wollte. Schon gar nicht gemeinsam Gottesdienst feiern. Und nun kommen sie in den Tempel. Zu Jesus. Und er? Er heilt sie – und stellt damit - im damaligen Verständnis - ihre Beziehung zu Gott wieder her. Jesus ist so gut. So mächtig. Er kann wirklich Situationen und Menschen verändern.

Und ja, nicht immer geschieht sofort und direkt. Manchmal ist es auch ein langer, zum Teil lebenslanger Prozess. Aber uns steht eine Ewigkeit zur Verfügung. Nur wie soll den Heilung und Lebensveränderung geschehen, wenn Menschen Jesus nicht begegnen dürfen.

Gottes Wunsch ist, dass Menschen ihn kennen lernen können. Er möchte die Beziehung zu ihnen wieder herstellen. Er möchte sie mit sich versöhnen. Und sie zu einem neuen Menschen machen. Dazu ist Jesus gekommen. Ganz ohne Vorbedingung:

Gott aber erweist seine Liebe zu uns darin, dass Christus für uns gestorben ist, als wir noch Sünder waren. (Römer 5,8 Luther '84)

Wir als Christusgemeinde wünschen uns, dass Menschen Gott bei uns kennenlernen und erfahren können:

In der Christusgemeinde sind alle Menschen gleichwertig. Wir begegnen allen Menschen unabhängig von Alter, Geschlecht, Stand und Bekenntnis mit Achtung und Wertschätzung. Jeder ist ohne Vorbedingungen und unabhängig von Alter, Geschlecht, Bildungsstand oder religiösem Bekenntnis herzlich eingeladen, an den Gottesdiensten und sonstigen Treffen der Christusgemeinde Nagold teilzunehmen.

Wir als Christusgemeinde sind auf einem sehr guten Weg. Wir sind ein bunt zusammengewürfelter Haufen aus allen möglichen sozialen Schichten und Lebenssituationen. Und wir bekommen immer wieder gespiegelt, dass man bei uns herzlich Willkommen ist. Wie gesagt, ich glaube, dass auch eine Yvonne hier mit offenen Armen empfangen worden wäre. Ich bin so dankbar, in so einer Gemeinde sein zu dürfen.

Trotzdem glaube ich, dass es gut tut, wenn wir uns immer mal wieder Fragen stellen. Wir uns als Leitungskreis, ich mir als Pastor und jeder von uns als Teil dieser Gemeindefamilie. Fragen, die uns helfen können, uns einzuschätzen. Fragen wie:

Gibt es eine Person oder eine Personengruppe, bei der es mir unangenehm wäre, wenn sie an den Gottesdiensten in der Christusgemeinde teilnehmen würde?

Sehe ich bei manchen Personen eher die Herausforderung – sei sie emotionaler oder logistischer Art – oder sehe ich in ihnen von Gott geliebte Menschen? So platt und fromm diese Formulierung auch klingt, so zentral ist sie. Denn sie entscheidet darüber, ob ich „wertschätzende Offenheit“ leben kann oder nicht.

„Jesus, gib du mir doch bitte einen liebevollen Blick auf Menschen. Lass mich hinter die Dinge sehen, die mir fremd sind, mich stören oder mir Kraft kosten.“

Menschen wirklich sehen: Es gibt einen Unterschied zwischen „Offenheit“ und „wertschätzender Offenheit“. „Offenheit“ wäre: Es darf jeder zu jedem Programm kommen. Dann ist die Person eben halt dabei. Wertschätzende Offenheit schätzt hingegen die Person wert: Nicht für jeden ist jedes Programm in der Gemeinde etwas. Ich war mal in einer Gemeinde, da gab es einen Mann, der aus verschiedenen Gründen nicht „hauskreisfähig“ war. Was für eine Formulierung. Es wäre lieblos, ihn in einen Hauskreis zu stecken. Da braucht man dann andere Lösungen. Nur – das braucht Zeit und Kraft. Das muss einem der Mensch dann schon „wert sein“.

Bin ich bereit, kreativ zu werden, um Hürden herunterzusetzen? Mal über das Standard-0815-Programm hinauszugehen? Wege finden, auf denen Menschen gehen können? Drei kleine Beispiele:

Jörg und ich sind seit Wochen auf der Suche nach einem Haus für die Gemeindefreizeit im nächsten Jahr. Und es gibt noch freie Häuser. Doch die Preise für diese Häuser sind so astronomisch angestiegen, dass es sehr wahrscheinlich ist, dass ein Teil der Gemeinde aus finanziellen Gründen nicht mitkommen könnte. Wir sind darum immer mal wieder am Reden,

was wir tun können. Welche Kompromisse, vielleicht auch andere Formen von Gemeindefreizeit es gibt. Damit jeder mitfahren kann.

Oder: Eine Person hat mir einmal gesagt, dass es ihr schwerfällt, den Predigten zu folgen, weil Deutsch nicht ihre Muttersprache ist. Ich schreibe meine Predigten eh fast wortwörtlich aus. Also lasse ich das fertige Skript einfach kurz vom Computer übersetzen. Die Person kann so in ihrer Sprache mitlesen.

Oder Peter, der – was weiß ich – wie viele Stunden schon unter dem Aufzug lag ... um ihn irgendwie wieder zum Laufen zu bringen ...

Habe ich eine positive Neugier auf Menschen? Bin ich wirklich interessiert an dem, wie es ihnen geht, was sie bewegt, was sie denken – auch wenn es mich etwas kostet?

Ich möchte das ein bisschen mit meiner eigenen Geschichte verdeutlichen. Wie ihr wisst, habe ich einen Sprachfehler. Und ich weiß, dass es manchmal sehr schwierig und herausfordernd sein kann, mir zuzuhören. Ihr wisst gar nicht, wie gut es tut, wenn es dann Menschen gibt, die das nicht aus einem Pflichtgefühl durchziehen, sondern wenn man ihnen abspürt: Boah, die sind wirklich an meiner Person und meinen Gedanken interessiert. Diese Personen sind bereit, etwas auf sich zu nehmen, zu ertragen, um mich und meine Gedanken kennenzulernen. Weil ich ihnen wichtig bin – das ist Wertschätzung. Und das zu erleben, tut jedem gut – egal, ob Sprachfehler oder sonstiges.

Es waren jetzt ein paar Fragen und Beispiele. Man könnte jetzt noch ganz viel sagen. Aber letztlich geht es um einen Gedanken:

Was kann ich dazu beitragen, damit Menschen in der Christusgemeinde Gott begegnen können? Damit das, was ein Paulus in schreibt, Realität wird:

„So seid ihr nun nicht mehr Gäste und Fremdlinge, sondern Mitbürger der Heiligen und Gottes Hausgenossen, erbaut auf den Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist. In ihm zusammengefügt wächst der ganze Bau zu einem heiligen Tempel im Herrn.“ (Epheser 2,19–22, Luther '84)